

HEINRICH DRERUP

**AUS VERSUNKENEN TAGEN
LEBEN UND WIRKEN MEINES VATERS ENGELBERT DRERUP
(1871–1942)**

Gerne komme ich dem an mich herangetragenen Wunsch nach, ein Bild meines Vaters zu zeichnen, der als Klassischer Philologe bekannt geworden ist. Was ich berichten kann, setzt sich zum kleineren Teil aus Erinnerungen an die leibliche Gegenwart, an Gestalt und Gehabe, in der Hauptsache aus der Beschäftigung mit dem ausgedehnten Schrifttum meines Vaters einschließlich der Jugenderinnerungen zusammen. Ihr Titel 'Aus versunkenen Tagen' ist übernommen worden. Er steht zu Recht über dem, was ich mitzuteilen habe.

Am 11. Februar 1871 geboren, hat mein Vater seine Kindheit als Dorfjunge im tiefsten Münsterland, aber nicht in dörflicher Enge verbracht. Sein Elternhaus in Borghorst war ein ausgedehnter Wirtschaftsbetrieb mit Ländereien, Viehbestand, Postmeisterei, Hotel mit Remisen und Ställen für die anfahrenden Gäste, einer auf Export angelegten Schnapsbrennerei und anderen Einrichtungen. Meine Großeltern hatten den Großbetrieb mit Weitblick und Entschlußkraft aufgebaut. Der Preis war hoch. Meine Großmutter Franziska Dwersteg (1848-1901), eine grazile schwarzhäufige Frau, in ihrer Jugend eine vielumworbene Schönheit, starb vorzeitig an Erschöpfung. Auch mein Großvater Philipp Drerup (1832-1909) ist vorzeitig mürbe geworden. Ein jahrelanger schmerzhafter Hautausschlag, geschäftliche Rückschläge (Brennerei) und der Entzug der Postmeisterei, der ihn tief verletzte, haben seinen Elan gebrochen. So war es nur das florierende Hotel, das die solide Grundlage für die sorgfältige Ausbildung der fünf Kinder bot. Es besteht heute noch.

Tief eingepägt hat sich meinem Vater die Herkunft aus dem Münsterland, mit dessen Verhältnissen er sich schon damals und weiterhin eingehend vertraut machte, das er als Wanderer und Jäger durchstreifte, worüber die schönsten Seiten der Jugenderinnerungen handeln. Entscheidend aber war das, was ihm seine Eltern mit auf den Weg gaben, die Fähigkeit und den Willen zu rastloser Arbeit, leider auch die damit zusammenhängende vorzeitige Erschöpfung. Was hinzukam, war eine breit angelegte und produktiv sich äußernde Interessiertheit weit über das Fachgebiet hinaus, war Leichtigkeit des Erfassens und Formulierens, aber auch Heftigkeit und Aufbrausen. Dagegen war die Handschrift in ihrer disziplinierten Gleichmäßigkeit und Genauigkeit von Anfang an die Handschrift des Philologen.

Die Schulzeit ist schnell erzählt. Von der dörflichen Rektoratsschule, die

damals eine Notwendigkeit war, ging es auf das Gymnasium in Rheine und dann auf das berühmte Paulinum in Münster (Abitur 1889). Schulprobleme gab es nicht im geringsten, so daß andere Interessen und Beschäftigungen sich in den Vordergrund drängten. Darüber und über den Aufstieg zum Gelehrten soll später im Zusammenhang berichtet werden. Ich verfolge den Lebensweg weiter.

Auf das Gymnasium folgte das Universitätsstudium, das nach zehn Semestern 1894 in Leipzig mit der Promotion in Klassischer Philologie endete. Anschließend ließ sich mein Vater in München nieder, wo er sich 1897 habilitierte, wo er als Dozent und später (1906) als a.o. Professor bis 1913 lebte und wirkte und das ihm zur zweiten Heimat wurde. Als kunstinteressierter Dilettant fand er Zugang zu den im Verein für christliche Kunst zusammengeschlossenen Malern und Bildhauern und fing an, Ölbilder der Münchener Schule zu ersteigern. Am Verbindungsleben der im Kartellverband der katholischen Studentenvereine (KV) zusammengeschlossenen Korporationen nahm er regen Anteil, es entstanden Lebensfreundschaften mit Kollegen, der Kontakt mit der westfälischen Heimat riß nicht ab. 1906 verlobte sich mein Vater in schnellem Entschluß mit Fräulein Maria Hecking, neunzehnjähriger Tochter aus angesehenener, streng katholischer Fabrikantenfamilie in Stadtlohn. Es bedurfte jedoch eines halben Jahres stiller Werbung, bis die Eltern den Widerstand gegen den ihnen nicht ganz geheuren Beruf des Professors aufgaben. 1907 fand die Hochzeit statt – es ist eine mit sechs Kindern gesegnete glückliche Ehe geworden.

Was meinem Vater in seiner Münchener Zeit mehr und mehr bewußt wurde, war die schwierige Position, in die er sich als überzeugter und kämpferischer Katholik innerhalb seiner akademischen Umgebung gedrängt sah. Es galt noch das Dictum von Mommsen, daß ein dogmatisch gebundener Katholik nicht frei forschen könne. Im liberalen Leipzig bestand die Vorschrift, daß wenigstens die weltanschaulichen Professuren nicht mit Katholiken besetzt werden durften. Zum öffentlich ausgetragenen Konflikt wurde die Situation, als in Würzburg die Stelle des Gräzisten frei wurde und mein Vater 1913 auf Betreiben von C. Hosius den Ruf erhielt. Ich habe die Zeitungsausschnitte noch in der Hand gehabt (sie sind wie vieles andere verloren gegangen), in denen die Betroffenheit und Entrüstung über den Rückschritt ins Mittelalter als politischer Fall hochgespielt wurde – im katholischen Bayern.

Die Wogen glätteten sich schnell nach Amtsantritt im behaglichen Würzburg, wo im Umkreis der gute Frankenwein wächst und wo das gesellige Leben blühte. In welchen Formen es sich damals in Universitätskreisen abspielte, erfuhr ich später von meiner Mutter. Einmal im Jahr – die späteren Kriegsjahre ausgenommen – luden die befreundeten Kollegenfamilien sich zu einem großen Abendessen ein, wofür bei uns der große Eßzimmertisch zweimal ausgezogen wurde. Am Kopfende saß meine Mutter als Dame des Hauses und dirigierte, ohne die Konversation zu unterbrechen, durch Klingel, Kopf- und Blickwendung die Bedienung der Gäste durch die beiden Hausangestellten, was am Nachmittag gründlich geprobt wurde.

Erst in Würzburg setzen die persönlichen Erinnerungen an meinen Vater ein; es sind vornehmlich die Erinnerungen an meine Schulzeit. Als unablässig Tätiger machte mein Vater es sich zur Aufgabe, seinen erstgeborenen Sohn zu gleicher Disziplin zu erziehen. Quer vor den übergroßen Schreibtisch, der als Erbgut noch in unserem Hause steht, wurde ein kleiner Schülertisch gestellt, an dem ich nun Jahr für Jahr meine Schulaufgaben zu erledigen hatte. Mein Vater saß mächtig vor dem Schreibtisch, griff nach diesem und jenem, blickte gedankenvoll nach oben, strich sich über das Haar – und schrieb. Die Hungerjahre des Krieges, als die Kartoffeln abgezählt und das Brot auf der Briefwaage abgewogen wurde, haben ihm, dem Wohlbeleibten, arg zugesetzt. Er verlor an die fünfzig Pfund – und schrieb in dieser Zeit sein erstes Demosthenesbuch (s.u.). In der Öffentlichkeit dürfte mein Vater eine auffallende Erscheinung gewesen sein, wenn er mit wehenden Rockschoßen, den Spazierstock mit Silberklinge schwingend, den Kopf nach oben und unten wendend und mit der Linken auf dem Rücken klavierspielend, durch die Straßen schritt. Die damalige Gelehrtenwelt produzierte eine Fülle von Originalen, war farbig, vital und selbstbewußt. Davon ist nichts geblieben.

Es war die in die Nachkriegszeit hineinwirkende allgemeine Misere, Knappheit an allem, verstärkt durch die nicht abzusehende Geldentwertung, die meinen Vater empfänglich machte für die immer dringlicheren Angebote des Indogermanisten Schrynen, Gründungsrektor der Universität Nijmegen/Holland, einen Ruf dorthin anzunehmen. Ausschlaggebend war jedoch eine Grundsatzentscheidung. Der Ruf galt einer im Entstehen begriffenen katholischen Universität inmitten eines vom Calvinismus geprägten Landes, dem zu folgen mein Vater als innere Verpflichtung empfand. Die Entscheidung war mutig und erregte Aufsehen, denn sie bedeutete, daß ein geachteter Kollege den angesehenen Lehrstuhl an einer deutschen Universität mit einem an einer völlig unbekanntem Universität im Ausland vertauschte.

Die Übersiedlung nach Holland erfolgte 1923. Mein Vater hat sich mit voller Kraft in die neue Aufgabe gestürzt – und hatte Erfolg. Eine Seminarbibliothek wurde aus dem Boden gestampft, der studentische Zulauf war größer als jemals in Deutschland, Dekanat und Rektorat folgte in kurzen Abständen, das Haus Drerup wurde Mittelpunkt eines gesellschaftlichen Lebens. 1937 schließlich erreichte den inzwischen international angesehenen Gelehrten die Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Athen.

Der Umschlag hatte sich schon früher angekündigt. Eine scheinbar unerschöpfliche Arbeitskraft begann langsam zu erlahmen, hinzu kam ein quälendes Magenleiden, das meinen Vater immer wieder aufs Krankenbett warf und später zum Tode führte. Die Isolierung vom Heimatland, anfangs überdeckt von vielfacher Tätigkeit, wurde mehr und mehr bewußt und führte zu einem deprimierenden Schlußerlebnis. Zum 70. Geburtstag (11. Februar 1941) im besetzten Holland hatte meine Mutter einen Empfang vorbereitet und meinen bettlägerigen Vater im Lehnstuhl plazierte. Man wartete vergebens, es ist niemand gekommen.

Zwei Monate später erfolgte der Umzug aus dem ungastlich gewordenen Holland

nach Münster (mein Vater im Krankenwagen), wo ein neu erworbenes Haus bereitstand. Hier habe ich meinen Vater als Soldat in den Tagen um die Jahreswende 1941/42 zum letzten Mal gesehen. Das Bild hat sich mir eingeprägt, wie er, gebrechlicher Greis, im Trippelschritt freudig auf mich zukam. Am 16. September 1942 ist mein Vater gestorben. Einen Beerdigungsurlaub habe ich nicht bekommen, ein Nachruf aus Fachkreisen ist nicht erschienen, sein Nachlaß ist zugrundegegangen. Als ich 1948 aus Kriegsgefangenschaft zurückkam, fand ich außer der geplünderten Bibliothek keine weitere Hinterlassenschaft mehr vor. Der mächtige Schreibtisch war in den Monaten der Evakuierung erbrochen, sein in den unteren Fächern hochgestapelter Inhalt an Manuskripten, an die ich mich noch erinnere, im Keller zerstreut, zertreten und dann kurzerhand beseitigt worden. Anfragen von Kollegen nach Manuskripten im Nachlaß mußte ich negativ beantworten.

Soweit der Lebensweg mit einigen eingeschobenen persönlichen Erinnerungen und mit dem traurigen Ende. Und doch war es ein reiches, in seiner Art einzigartiges Leben, das mein Vater in breiter Entfaltung weit über die Tätigkeit als Gelehrter führte. Ich nenne nur die wichtigsten Gebiete:

Die Musik. Schon als Gymnasiast in Münster besaß mein Vater ein Klavier. Ausbilden ließ er sich vom Domorganisten, dann, zunächst noch in Münster und später als wöchentlich anreisender Ferienstudent, von dem mit Brahms befreundeten Professor an der Akademie (der späteren Universität) J.O. Grimm, der ihn in Kontrapunkt und Harmonielehre unterwies. In München erwarb er sich einen vor allem in den unteren Lagen klangmächtigen Bechsteinflügel, der zum Schluß in der Wohnung von Schwester Franzi und Schwager Clemens stand. Wie oft habe ich als Gymnasiast und Student in den Ferienzeiten an dem Flügel gestanden, auf dem mein Vater mit Vorliebe Beethoven und Schumann spielte, und die Seiten umgedreht. Der Höhepunkt des Weihnachtsfestes war es, wenn in Erwartung des Christbaums das Glöckchen ertönte und dann, eingewoben in die mächtig rauschende Tonfülle des am Flügel phantasierenden Vaters, wir uns dem Christbaum näherten. Das arg zerzauste Notenbuch mit Beethovens Klaviersonaten (es müßte noch vorhanden sein) hat mein Vater auf seinen Studienreisen mit sich geführt, um sich in den wenigen stillen Stunden darin zu versenken. Die Fingergeläufigkeit ermöglichte es ihm übrigens, auf der Schreibmaschine mit zehn Fingern zu schreiben, also auf der Schreibmaschine Klavier zu spielen.

Die Stenographie. Im Zeitalter des Tonbandes ist es kaum noch vorstellbar, welche Rolle die Stenographie seit ihrem Aufkommen in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts spielte. Nicht nur als unerläßliche Voraussetzung für die Dokumentation des gesprochenen Wortes. Es gab eine stenographische Aufbruchstimmung. Systeme der verschiedensten Richtungen schossen in den siebziger bis neunziger Jahren förmlich aus dem Boden. Die beiden ältesten rivalisierenden Systeme, Gabelsberger und Stolze, hatten sich zu Landesgruppen zusammengeschlossen, hielten eigene Zeitschriften, durch welche der Systemkampf in die Öffentlichkeit getragen wurde. Mein Vater eignete sich das hochkomplizierte System

Alt-Stolze bis zur obersten Stufe, der 'Debattenschrift', an und beherrschte es vollkommen (erste Preise in Schnell- und Korrektschreiben). Er gründete im Paulinum einen Stenographenverein, wurde damals schon Mitarbeiter am 'Centralblatt für W. Stolzesche Stenographie', vor allem als Kritiker neuer Systeme, gründete später eine 'Stenographengesellschaft' in Münster, berichtete im Centralblatt als beauftragter Teilnehmer über einen internationalen Stenographenkongreß 1896 in München, wo er gerade studierte – es kam so weit, daß mein Vater mit dem Gedanken spielte, Parlamentsstenograph zu werden.

Als stenographische Hinterlassenschaft bewahre ich die Tagebücher. Sie beginnen am 11. Februar 1889, also mit dem 18. Geburtstag, und reichen in 23 handlich gebundenen Quartbänden von Tag zu Tag in gleicher Ausführlichkeit und allmählich zittriger werdender Schrift bis in die letzten Lebensstage im Franziskuskrankenhaus in Münster (letzte Eintragung 5. September 1942; Tod am 16. September 1942). Die Überfülle an genauen Details, die in den Jugenderinnerungen das Vergangene so gegenwärtig machen, ist offensichtlich den Tagebüchern entnommen. Am Anfang jeden Kalenderjahres steht in schöner Kursivschrift ein Sinnspruch als Motto, das einzige für den Außenstehenden Lesbare. Es hatte mich einmal gereizt, in das Geheimnis der Tagebücher einzudringen, also zu versuchen, die längst ausgestorbene, weil überkomplizierte Stenographie mir anzueignen. Ich habe den Versuch bald aufgegeben, als mir klar wurde, daß ich zu ihrer Erlernung, wenn überhaupt, Jahre benötigen würde. So mögen die Tagebücher als hermetisch abgesicherter Bezirk der Privatsphäre meines Vaters weiter ungelesen bleiben. Es ist ein Akt der Pietät.

Das Briefmarkensammeln. Bereits als dreizehnjähriger Gymnasiast besaß mein Vater eine überdurchschnittliche Sammlung. Wie er sie ausbaute, konnte ich in den Jahren nach 1918 beobachten, als das plötzliche Ende der monarchischen Ordnung, Besetzungen, territoriale Veränderungen, dann die zum Schluß sich überstürzende Inflation die Druckanstalten der Briefmarken zum Improvisieren durch Notserien, Aufdrucke zwang. Durch ausgebreitete Briefkontakte und an sich selbst gerichtete Briefe war mein Vater in der Lage, die turbulente Zeit lückenlos zu dokumentieren. Das Ergebnis waren acht Prachtbände, in denen, sorgfältig und sachkundig angeordnet, gelegentlich mit Notizen nach dem Michel-Handbuch (Nachdrucke, Farbvarianten, die kostbaren Fehldrucke, Fälschungen) Altdeutschland, Kaiserzeit und beginnende Republik lückenlos, Europa nahezu vollständig versammelt waren. Der anfänglich sehr hoch geschätzte Wert der Sammlung, den ich vor einigen Jahren zur Versteigerung übergab, reduzierte sich dann allerdings, da die Marken durch Umkleben den jetzt extrem hohen Anforderungen an Unversehrtheit nicht immer entsprachen.

Ich nenne zum Schluß die Familienforschung. Aus ihr ist das Büchlein entstanden, das eine überraschende Resonanz ausgelöst hat, die 1911 erschienene Geschichte und Genealogie der Familie Drerup. Meinen Vater reizte es, die Geschichte des Dreruphofes in Nordwalde, Stammsitz der Familie und weiterhin von Angehörigen der Drerupsippe bewirtschaftet, als exemplarische Geschichte einer abgabepflichtigen und an den Hof gebundenen Geschlechterfolge durch die recht-

lichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Münsterlandes in den vergangenen Jahrhunderten zu verfolgen. Als breit ausgebildeter Philologe, Historiker und Handschriftenexperte konsultierte er die Kirchenbücher, nahm Einsicht in die im Münsterschen Staatsarchiv aufbewahrten Originalurkunden, zog Begleitliteratur heran und holte sich selbstverständlich Auskünfte, wo immer sie zu bekommen waren. Wichtigstes Ergebnis: Es gelang ihm, die Abhängigkeit des Dreruphofes vom sogenannten Käseamt (*officium caseorum*) des Münsterschen Domkapitels festzustellen, dem auch die Erhebung aller übrigen Abgaben oblag. Das führte in weiterer Erkundung zur ältesten Erwähnung des Dreruphofes aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, der damals noch Drevedorpe hieß. Da die Bezeichnung des Hofes ortsfest war und auf die Hofinsassen überging, liegt damit nicht notwendig die älteste Bezeugung der Drerupfamilie vor, so wahrscheinlich sie sein mag. Die fortlaufende Genealogie konnte von den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts an festgestellt werden. Die Ausbreitung der Familie im 18. und 19. Jahrhundert ist genealogisch lückenlos und für die Folgezeit verbindlich verfolgt worden; es gelang auch der entscheidende Brückenschlag zu dem in den USA lebenden Familienzweig.

Die genannte Resonanz spielte sich mit Verzögerung vor allem in den USA ab, wo die Schrift dem Zusammengehörigkeitsgefühl der zahlreichen Drerupsippe die urkundliche Beglaubigung lieferte. Sie wurde ins Englische übersetzt, der Kontakt zu den im Lande gebliebenen Drerups wurde neu geknüpft, es fanden Familientreffen statt, und ein nach Familienzweigen und Generationen aufgelistetes Verzeichnis aller Abkömmlinge der 1835 und 1837 ausgewanderten Drerups (an die 6000) wurde erstellt. Der gedruckten Geschichte und Genealogie zur Seite steht ein mit der Eheschließung begonnenes handschriftliches Familienbuch, das auf mich übergegangen ist und eine Familienchronik einschließlich der weiteren Schicksale der sechs 'Kinder' bis in das Todesjahr hinein enthält.

Anhangsweise nenne ich, um den Interessenbereich des rastlos Schaffenden abzurunden, zwei Gedichtbändchen und einen Roman, 'Der Propstinghof'. Mein Vater hielt sich für dichterisch begabt und hat dies auch vor Fachkollegen betont. Über den Wert der Gedichte kann man streiten. Die Kunst des Reimens fiel ihm leicht, doch haftet vielen Gedichten vor allem des ersten Bändchens, wie offen zugegeben sei, die Nähe zum Plüsch- und Gartenlaubenstil und zum Wir-Gefühl der Kaiserzeit an. Dagegen stehen im später erschienenen zweiten Bändchen ('Von der Lebensreise', 1927) auch schöne Gedichte.

Es wird Zeit, nun das darzustellen, was Rang und Ansehen meines Vaters in seinem Fachgebiet, der Klassischen Philologie, begründet hat. Das von mir zusammengestellte Schriftenverzeichnis enthält 76 zum Teil ausgedehnte und in Buchform erschienene Untersuchungen und 119 in Fachzeitschriften erschienene Besprechungen. Zunächst die Studienzeit. Das Lateinische beherrschte der fünfzehnjährige Gymnasiast vollkommen, wie eine *vita Ciceronis* eindrucksvoll zeigt. Die Wahl des Studienfaches stand damit fest. Dennoch war das Studium, wie zu erwarten war, alles andere als engstirnig. Mein Vater studierte nacheinan-

der an fünf Universitäten (Münster, München, Berlin, Freiburg, Leipzig), beteiligte sich intensiv am Verbindungsleben und genoß die akademische Freiheit in vollen Zügen. Ernst wurde es erst in Leipzig, wo er, gerade 24 Jahre alt geworden, Anfang 1894 promovierte (nachdem er sich im Frack bei seinen Examinatoren vorgestellt hatte). Das Thema der selbstverständlich lateinisch geschriebenen Dissertation (*summa cum laude*) war anspruchsvoll. Es ging um den Vergleich mittelalterlicher Pergamenthandschriften mit griechischen Texten des attischen Redners Isokrates in den dazu aufgesuchten Bibliotheken in Venedig, Florenz, Rom, Neapel und Mailand als Vorarbeit für einen herausgefilterten zuverlässigen Text, also für eine Edition.

Das betretene Gebiet weitete sich bald aus – es sind an die 200 Handschriften (neben Italien in den Bibliotheken in London, Oxford, Paris, Brüssel) durch meines Vaters Hand gegangen. Mit einer Untersuchung über die Beweismittel in den attischen Gerichtsreden habilitierte sich der Sechszwanzigjährige, wie gesagt, 1897 in München. Es folgten eine Untersuchung über den Redestil (Prosarhythmik) und vor allem die grundlegende Isokratesedition Band 1 (Band 2 blieb unveröffentlicht). In Würzburg entstanden zwei wegweisende Arbeiten über Demosthenes, die den hochberühmten Redner schonungslos als zwiespältigen Politiker und den Autor als Historiker innergriechischer Verhältnisse auswiesen. Hierher gehört weiter die Gründung und Herausgabe der Schriftenreihe 'Rhetorische Studien'. Finanziert wurde die Schriftenreihe von der im Kulturkampf gegründeten Görresgesellschaft, einem Zusammenschluß katholischer Wissenschaftler, der mein Vater aus Überzeugung angehörte. Im gleichen Rahmen war er Herausgeber der 'Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums'.

Ein zweites zentrales Thema kam schon in München dazu: Homer. Seit dem Erscheinen der *Prolegomena ad Homerum* von Friedrich August Wolf 1795 war die Forschung in immer neuen Ansätzen darum bemüht, die homerischen Epen als Konglomerat, wenn nicht als Flickwerk älterer Versatzstücke zu erweisen und daraus eine Ur-Ilias und eine Ur-Odyssee zu rekonstruieren. Bewußt provozierend ging mein Vater den entgegengesetzten Weg, die Epen als durchstrukturierte Einheit zu begreifen. Ansatzpunkt war die formal-ästhetische Analyse. Es ging darum, Kompositionsgesetze ausfindig zu machen, zunächst in einem Teilstück ('Das fünfte Buch der Ilias'), dann insgesamt und daraus auf einen disponierenden Dichter zu schließen, der die vorgefundene Stofffülle in zwei Epen durchformte. Die abschließende Publikation mit dem programmatischen Titel 'Homerische Poetik' (1921; der dritte Band unveröffentlicht) ist das Ergebnis. Natürlich ist die Forschung nicht stehen geblieben. Die Kompositionsgesetze wurden nicht weiter verfolgt, an ihre Stelle trat ein an feststehenden Wortfolgen und Formelversen erkennbarer Endgestalter einer überquellenden mündlichen Heldendichtung. In der Geschichte der Homerforschung nimmt mein Vater einen festen Platz ein.

Homer war es auch, der ihn in die Archäologie führte. Dem um sich blickenden Philologen blieben die Ausgrabungen der Burgen von Mykene und Tiryns auf dem griechischen Festland und des Palastes von Knossos auf Kreta, Mittelpunkte

einer blühenden Kultur aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., nicht verborgen. In einer seinerzeit berühmten Schrift (1903) führte er die Entdeckungen einem breiteren Publikum vor und setzte sie in Bezug zu den von Homer beschriebenen Bau- und Kunstwerken. Die Gleichsetzung blieb über ein halbes Jahrhundert hinweg undiskutierte Grundlage aller weiteren Überlegungen. Auch hier ist die Forschung weitergegangen, ausgelöst durch die seitdem unendlich bereicherte archäologische Denkmälerwelt. Ironischerweise war es meine 1969 erschienene Bearbeitung der griechischen Baukunst des 9. und 8. Jahrhunderts, die mich veranlaßte, das Haus des Odysseus auf Ithaka in diese Zeit hineinzustellen, was die Eingliederung Homers in das archäologische Weltbild auf eine neue Grundlage stellte. Gleichwohl, den Ausgriff in die spezielle Homerarchäologie hat mein Vater als erster unternommen. Zu ihr gehört weiter die heftige Auseinandersetzung mit dem Troja-Ausgräber Dörpfeld über die Glaubwürdigkeit der homerischen Topographie. Rein archäologisch war die erste Spurensicherung einer hölzernen 'Phlyakenbühne' (für Satyrspiele) im kurz zuvor ausgegrabenen Bühnenhaus des Theaters von Syrakus. Die Anerkennung für die weitausgreifende Tätigkeit blieb nicht aus. 1910 ernannte die hochangesehene 'Archäologische Gesellschaft in Athen' den Klassischen Philologen zum Ehrenmitglied.

Das Hauptwerk des in Nijmegen tätigen Fünfzigers und Sechzigers greift von neuem aus, stößt in unbetretenes Gelände vor. An der Beobachtung, daß die holländischen Kollegen und Schüler das Griechische anders, nämlich quantitativ, betonen, entzündete sich die Lust des Historikers, dem nachzugehen. Da Rückfragen bei älteren Kollegen ohne Ergebnis blieben (!), blieb nur der Einstieg in verschollenes Schrifttum, also die nicht ungewohnte Arbeit in den alten Bibliotheken. Was er sich dort von Jahr zu Jahr erschloß, war ein über Europa verteiltes ungeheures Schrifttum, das sich als Niederschlag eines im frühen 16. Jahrhundert einsetzenden turbulenten Geschehens unter Führung der bekanntesten Humanisten auswies. Die Fragestellung weitete sich aus, es ging nun um die Rezeption des Griechischen als Gelehrtensprache und im Schulunterricht. Zunächst zwei, dann drei Auffassungen über die richtige Aussprache des Griechischen lagen im Kampf miteinander und bestimmten den Schulunterricht in den Ländern. Letzte Spur des Geschehens ist die in Holland und England haftengebliebene und längst als überholt erkannte Akzentregelung. Das zweibändige Monumentalwerk (1050 Seiten), in dem laut Sach- und Namenregister die Schriften und Meinungen von 1200 (!) Gelehrten und Schulmännern zu einem dichten Geschehen verarbeitet sind, flößt Bewunderung ein; es möge mit seinem vollen Titel genannt sein: 'Die Schulaussprache des Griechischen von der Renaissance bis zur Gegenwart. Im Rahmen einer allgemeinen Geschichte des griechischen Unterrichts', 1930. 1932.

Die Arbeitskraft war damit nicht erschöpft. In schneller Folge erschienen weiter epigraphische, paläographische und rein philologische Untersuchungen. Den Unermüdlichen beschäftigte weiter der Versuch einer Periodisierung der antiken Literatur unter dem in der Kunstgeschichte neu entwickelten Gesichtspunkt der Generation. Zum Schluß untersuchte er in Weiterführung älterer Ansätze

(Homerforschung) die Kompositionstechnik der griechischen Tragödie und des Geschichtsschreibers Herodot. Zu einer Publikation ist es nicht mehr gekommen. Isokrates II, Homerische Poetik III und die genannten Studien sind, wie gesagt, verlorengegangen.

In der thematischen Breite des wissenschaftlichen Werkes ist der Philologe Drerup eine Ausnahmeerscheinung. Sein Wirken greift aus in eine damals mächtig und selbstbewußt voranschreitende Forschung auf allen Gebieten der Altertumswissenschaft, der gegenüber die heutige Philologie blaß und abgeschirmt wirkt. Hinzu kam der Eintritt in ein neues Jahrhundert mit neuen und lockenden Möglichkeiten. So war es außerdem die Spannung zwischen ererbter strenger Methode und dem sich öffnenden Blick auf neu sich erschließende Gebiete der antiken Hinterlassenschaft, vor allem in der Archäologie, die schlummernde Kräfte freilegte. Als breit veranlagte Natur von immenser Schaffenskraft und Arbeitsdisziplin, darin und im Lebensgefühl noch ganz dem 19. Jahrhundert zugehörig, steht mein Vater an der Schwelle zu einer von Grund auf veränderten, mehr reflektierenden, von den Impulsen eines verklärenden Griechentums bestimmten Wissenschaftsauffassung, wie ich sie als Student noch erlebt habe. Meinen Vater hat sie nicht mehr erreicht. Seine Welt war der von Zweifeln und Skepsis unangefochtene Glaube an den Fortschritt einer sich selbst genügenden Wissenschaft, in deren Dienst er sich verstand.

Wilhelm-Busch-Straße 53
D(W)–3550 Marburg/Lahn

PROF. DR. HEINRICH DRERUP
(geb. 1908)

